

[Nachdruck verboten.]

90]

## Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Dös sagst d' jekt aus Born; und wann i wos o'band'l (Keinsäble), nacha mogsch't wieda nimma.“

„Ja no, dös paßt mir gar it, daß i ganz öffatli auf d' Brautschau geh'; do bin i z' alt dazua und mog aa den Krach dahoam it. Dös müaßt oiwei staad geh und it auffällig, und bal i oane seh'g'n that, de mir guat o'stand, und de do her passet, na sag' i net na, aba'r aa net so g'schwind ja.“

„Geh mit mir umi auf Arnzell!“

„So mach ma de G'schicht nimma. I müaßt unta da Sand dafrag'n, wie 's mit 'n Geld steht und ob f' a Hauswef'n führ'n kunnt; und bal's do foa Ausstellung it gab (nichts daran auszusagen ist), nacha kunnt i f' amal o'schaug'n, aba alloa, und so, daß foa Mensch nig dabei dent'n müaßt.“

„De Auskunft bring i dir schnell gnua her.“

„Laß da Zeit! Vor da Urschula ihra Gozet (Hochzeit) hot 's jekt foan Wert it, und nacha möcht i aa dös mit dera Dirn z'erächt in Ordnung hamn.“

„Ja so, de gang da fingscht im Weg um?“

„Mir?“

„I will di it ausfrag'n. Obwoi dah 's besa waar, wann i a bissel wos inne wurd. Weil i nacha do leichta mit de Leut in Dasing red'n kunnt.“

„Du fragst, ob f' a richtige Person brauch'n finna, und vo mir sagst d' gar nig.“

„Dös that i a so net; aba bal nacha dös austrifft (eintritt)?“

„Wos?“

„No, dös sell halt!“

„Ah so! Dös werd it austreffa, und für den Fall, daß also . . . a . . . für den Fall is ander Leut aa'r it besa ganga, und du so'scht hintadrei sag'n, du hoscht dös it schmeda (riechen) finna.“

„Is recht. I wer mei möglich's thoa. Und vo Arnzell, do bring i dir a ganz a g'naue Beschreibung.“

„Dös seh'g'n ma nacha scho.“

„Es muas dir ernstcht sei, Schormoar!“

„Seht is mir ernstcht; aba bal i morg'n anderst g'sinnt bi, nacha heireth i dir z'liab it, dös so'scht glaab'n.“

„Dös laßt si denga; aba entschädinga müaßt d' mi für meine Gäng.“

„I mog nig umasonst. Und jekt pfüad di Good, und halt 's Män.“

„Is scho recht. Adjä! Und paß auf, i schaug dei Viech a wengl o. Hoscht d' nig zum vofassa?“

„A paar Raibln stenga do. Schaug da f' o und mach an Preis!“

Das hatte nun der Schormayer zu wenig bedacht, daß im Stall drüben die Zenzi war.

Der Tretter musterte alles Vieh und fand auch Gefallen an den Kälbern, mehr aber noch an dem stattlichen Weibsbild, das sie ihm zeigte.

Weil aber in ihm sogleich ein Verdacht aufstieg, wollte er sich Gewißheit holen.

Er fing damit an, die Zenzi ausbündig zu loben.

„Du hoscht dein Stall sauber beinand, g'rad sauba. Ma siecht it viel solchene. Wischt d' g'wis scho lang auf 'n Hof?“

„Na. Erscht seit 'n Juli.“

„Mit dir is oana aufg'richt'. Du haltst dei Viech, wie 's a si g'hört.“

„Mi thuot halt sei Arbet.“

„A jede vafteht 's it a so; mit 'n Arbet'n alloa is it g'macht. Wann's d' amal nimma do bleib'n mtogsch't, na laßt d' ma 's wiff'n. Für di hätt i an ausnehmend guat'n Ploß.“

„Hoscht du a größer's Sach (Gut)?“

„Es waar it bei mir. Aba no, du werst da so schnell it geh.“

„Wo waar denn nacha dös?“

„Bei Brud' umanand. Aba i möcht d' sei ja it wegred'n; dös that i scho net z'weg'n an Schormoar.“

„Um dös brauchsch't di it kümmern; an Bana waar 's aa ganz recht.“

„Bal du wegkimmst?“

„Ja, weil a halt a Hauserin her thuat, und übahaupt.“

„So . . . so?“

„Hab i di!“ dachte sich der Tretter. „Also, de is? No, da G'schmack waar gar it so schlecht!“

Und laut sagte er:

„Nacha sollt' i dir an guat'n Deanst varath'n?“

„Waar ma scho recht.“

„Du muasht ma halt a wengl scho thoa; du Fadel (Zerkelchen), du mollet's (weiches)!“

„Geah, wos hoscht denn!“

Sie wusch den derben Händen des Tretter aus

„Thua no it so! I reiß da nig oba vom Fleisch.“

„Wos fallt dir denn ei?“

„Unseroana werd aa'r amal was sauber's o'rühr'n derf'n?“

„I mag dös it.“

„Hot bloß da Schormar 's Recht dazua?“

„Wos red'ft denn du daher?“

„Geh, hör auf, du Sufe (Schweinchen), du g'schmach's (nettes)! Bal an oa'schichtiga (alleinstehender) Mensch so was mollet's in Haus hot, na woas ma 's scho.“

„Du bist guat troffa!“

„Herrschaftit'n überanand, bal i di no bei mir ei'stell'n kunnt, mi vastand'n ins bald.“

„Glaab dös it! I mag so was net.“

„Gar net?“

„Na!“

„Da waar i wieda anderst.“

Er griff noch einmal unzart nach ihr, aber sie kam ihm mit einer schnellen Wendung aus. Und sie war nicht dazu aufgelegt, mit dem wüsten Menschen einen Spaß zu haben.

Ueberhaupt war sie nicht lustig gestimmt.

Ihr Zustand und die Ungewißheit, und auch, daß der Holzweber Sinner gar nicht dergleichen tat, und alles mit-sammen machte ihr zuwidere Lage.

„Hör de Sach'n auf!“ sagte sie untwirsch. „I bi foa Handtuach, wo dir du d' Händ' o'put'n koscht.“

„Deifi überanand! So stolz! Vielleicht gibst du 's billiga, wann i di auf den fell'n Ploß bring.“

„I brauch di net dazua.“

„Selm suacha werd da halt oiwei härta o'femma.“

„I vafteht di net; und jekt geh amal zua!“

„Adjä, schönes Mädichen, und grüas ma'r an Jungfernbund; und bal's d' in dem Jahr no an Schnulla brauchsch't, schid i da'r oan.“

„Gel, du mogsch't it so frech sei?“

Aber der Tretter war schon lachend zur Türe hinaus und schlenkerte pfeifend über den Hof. Er suchte den Bauern auf.

„Was kost'n de Raibln?“

„Wos willst d' geb'n?“

„Fuszgi, wie da Preis is.“

„E' Pfund gilt jekt oansafusz'g hot ma g'hört.“

„Da hoscht falsch g'hört.“

„Also nimm f' um fuszgi!“ sagte der Schormayer. „Es gilt na für des ander aa.“

Der Tretter gab den Handschlag, und listig blinzelnö sagte er:

„A Kalbin hoscht in dein Stall, a recht a foaschte (feiste).“

„Da is mir nig bekannt.“

„No de sell, de wo i auf Dasing umi treib'n soll.“

„Geh, laß de G'spaß! Dös stimmt gar it.“

„Ret? No, nacha sag i halt pfüat Good; de Raibln laß i hol'n, und den Knecht schid i her.“

Auf der Straße blieb der Tretter noch öfter stehen und lachte vor sich hin.

„Mi möcht' a o'drahn (anföhren)! O du Bauern-spizbua!“

### Bierzehntes Kapitel.

Aus den Fenstern des Girtlbacher Wirtshauses klangen Bombardon und Klarinette, einmal tief hinunter und einmal hoch hinauf, und lockten immer neue Gäste herein zur Hochzeit des Kaspar Brückl.

Ueber die Stiege gingen Mädeln mit hochroten Gesichtern und wischten sich die Schweißtropfen ab; Burschen in Hemdärmeln riefen ihnen Späße zu; Teller klirrten, und die Deckel der frisch eingesenkten Krüge klapperten, und der Bier- schlegel schlug dröhnend den Hahn in ein neues Jaß.

Fröhlichkeit und Lärm verrieten schon in den Vorkäumen ein reiches Fest. Im Saale aber schleiften die Paare, tauchten im Lampenlicht auf und verschwanden drehend in dämmerigen Ecken.

Aus einer Wolke von Rauch und Dunst schoben sich allmählich bekannte Gesichter vor.

In der Mitte am Ehrentische das der wohlgezierten Hochzeiterin Ursula Niening, nunmehrigen Brückbäuerin; sie saß neben dem hochwürdigen Herrn Pfarrer; daneben war das Elternpaar des Hochzeigers, zwei Leute, denen Sparen und Arbeit anzukennen war.

Da sah man auch die Fischerbäuerin von Neuried und den gewichtigen Schneider von Arnbach und, etwas entfernt von ihnen, am bescheidenen Plaze die Asamin, die mit flinken Augen alle Leute beobachtete, alle, die saßen und standen und tanzten, und der gar nichts auskam.

Sie hatte es mit der Grieblerin, einer armen Verwandten des Hochzeigers, getreulich ausgerechnet, was die Sache kosten könne, und alle zwei waren der Meinung, daß es ungeheuer viel sei, und daß diese Verschwendung sich abscheulich unterscheidet von der Sparsamkeit gegen Verwandte, die es brauchen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

9]

## Lügen.

Von Gustaf Janson.

Sie lagen platt auf dem Beuche auf einem hohen Sandrücken, de. die ganze Umgegend beherrschte. Pietro rüdte ein wenig näher, um das Papier zu betrachten, was der Kamerad entfaltet hatte.

Es war eine halbseitige Zeichnung aus einer illustrierten Zeitschrift. Was einem zuerst auffiel, war ein Araber in weißem Wurnuß auf einem Springer, der im Begriff schien, sich zu überschlagen. Um ihn herum gruppierten sich andere Araber, die ihre Säbel schwenkten oder mit Büchsen und Pistolen von einem sehr unpraktischen, altmodischen Modell schossen. Mitten unter ihnen hochten geschmeidige Verjagleri. Sie parierten die Säbelhiebe, feuerten, richteten Bajonettstöße. Ihre Haltung war tadellos, die Uniformen elegant, die Federbüsche ihrer Hüte flatterten, alles an ihnen erweckte den Eindruck überlegener Kraft und Siegesgewißheit.

Fontanara zuckte die Schultern, derartige Bilder hatte er schon früher gesehen.

„Glauben Sie's mir jetzt?“ fragte Zirilli, glücklich über die lebendige Zeichnung, und wies auf die Unterschrift: „Unser Regiment . . . Datum . . . Da, lesen Sie selber!“

Es verhielt sich so wie er sagte. Die Illustration sollte den berühmten Bajonettangriff des Regiments vorstellen. Pietro erinnerte sich, daß er einige Offiziere darum befragt, und die hatten ihm aufrichtig geantwortet, daß ein Handgemenge überhaupt nicht stattgefunden hatte. Und hier lag einer von denen, die an dem Gesefcht teilgenommen, und war bereit, auf seine Art eine Menge Einzelheiten von demselben zu erzählen. Falls Pietro ihm gesagt, daß die Offiziere, denen er doch pflichtschuldigst zu gehorchen und zu glauben hatte, dies verneinten, hätte das Zirilli tief gefränkt. Was ein Zeichner an seinem Reißbrett vielleicht Hunderte von Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt, zusammenphantasiert hatte, war ein handgreiflicher Beweis, die eigenen Beobachtungen waren dagegen aus seinem Gedächtnis verwischt.

Pietro sah den Soldaten von der Seite an. Es hatte keinen Sinn, ihn über seinen Irrtum aufzuklären. Er würde ohne Zaudern die Finger auf die Hostie legen und schwören, daß die Zeichnung die Wahrheit enthielt. Und Tausende von Kameraden würden dasselbe tun. Pietro starrte nachdenklich über die öde Landschaft hin. Ihm ging eine Ahnung auf, mit welcher unerhörten Menge Lügen der Krieg und alles, was mit ihm zusammenhing, umgeben war. Alte, halbgedachte Gedanken und neue Ideen summteten in seinem Gehirn durcheinander.

„Die Campagna mit ihrer Armut . . . Was! In London und anderen Großstädten sterben jährlich Hunderte von Menschen vor Hunger.“ Dieser Krieg war genau wie alle anderen. Seine Landleute hatten keine größeren Dummheiten begangen, als wie jede andere Nation sie jeden Augenblick auch begehen konnte . . .

Zirilli war von dem unzugänglichen Kameraden fortgetrocken und lag neben Napagnotti. Mit seiner mürrischen Stimme sagte dieser:

„Er ist hochmütig. Halt den Mund!“

Die Sonne sank rasch im Westen, und von Osten her kam die Dunkelheit herbeigeschlichen. Eine blutrote Scheibe, deren unteren

Teil ein Hügel verdeckte und deren oberen Rand eine schwarzblaue Wolke fortgeschnitten, glänzte drohend am Horizont.

„Was haben die Völker erreicht?“ dachte Fontanara, die Augen auf die sinkende Sonne gerichtet. „Sie haben sich ein Gefängnis gebaut, prachtvoll in seiner monumentalen Höher, furchtbar durch seine Schwere. Sie fühlen sich unglücklich darin, sie leiden. Und doch opfern sie ihr Leben, ihr Glück, die Zukunft ihrer Kinder, um darin wohnen zu dürfen. Und warum haben sie diese Strafwerksanstalt gebaut? Nicht um sich selbst zu nützen, sondern um anderen zu schaden. Und in dieser Gefängnis- schule müssen die Generationen das Unmögliche lernen: den Kampf, den nur die Gehirne entscheiden können, sollen sie mit den Häuten zum Austrag bringen.“

Der äußerste Rand der Sonnenscheibe versank hinter dem Hügel, die Dunkelheit nahm überhand. Als der letzte ersterbende Schein gegen die schwarzblaue Wolke zitterte, leuchtete es auf über der Tiefe in der Seele des Grüblers. Der Blick einer Eingebung zuckte durch die Nacht. Er ahnte seinen Weg, nein, er sah ihn deutlich. Der unfertige Gedanke, der auf seinem Spaziergang in der Campagna geboren wurde, wuchs und nahm Gestalt an . . .

„Schreiben Sie?“ Hauptmann Vitale sah auf das Notizbuch in Pietros Hand nieder.

„Einige Beobachtungen und Gedanken,“ antwortete der Soldat und erhob sich.

„Ein neues Buch . . . eh?“ Vitale kniff das eine Auge zusammen und blinzte mit dem anderen. „Ich will Sie nicht stören.“ Er nickte freundlich und setzte lächelnd seinen Weg fort.

Pietro klappte sein Notizbuch zusammen und steckte es in die Tasche. Seine Augen folgten dem stattlichen Kompagniedef. Sah das Buch, von dem er jetzt träumte, je das Tageslicht, sollte Hauptmann Vitale reichlich das Lob, das er verdiente, erhalten.

Der Hauptmann war wieder umgekehrt und blieb nochmals vor Pietro stehen.

„Fontanara, mir ist eben was eingefallen. Sie sammeln Beobachtungen . . . eh! Sie wollen sehen und lernen. Gut! Das Bataillon soll im Laufe der Woche aus der Linie gezogen werden . . . sich ausruhen . . . eh! . . . Sie verstehen schon. Ich richte es ein, daß Sie im Hauptquartier auf Wache kommen. Machen Sie die Augen auf! Eh! Verlassen Sie sich darauf . . .“

Auf die Art kam es, daß Pietro einige Tage später seinen Platz am Eingang zur Kommandoexpedition des Hauptquartiers erhielt. Links von sich hatte er eine gerade, breite Treppe, die in zwei Absätze geteilt war. Oberhalb derselben lag ein großer Saal, in dem beständig ein halbes Duzend Adjutanten zur Hand waren. Pietro stand in der Türöffnung zwischen der Treppe und dem Saal Posten. Dann und wann ging eine Ordonnanz vorbei, lieferte einen Rapport an einen der Offiziere ab und kam wieder vorüber. Der Offizier, der den Rapport in Empfang genommen, eilte durch eine der vier Türen des Saales in eins der Expeditionszimmer. Manchmal kamen auch höhere Militärs oder Beamte, die zuweilen eine Frage an den ersten Adjutanten richteten, aber ebenso häufig direkt auf eine der Türen zugingen, hinter der sie verschwanden. Einige richteten ihr Vorhaben in fünf Minuten aus, andere blieben lange. Wenn ein solcher Herr vorbeikam, zog Pietro das Gewehr an die Seite und stand stramm mit zusammen- geschlagenen Händen. Niemand beachtete ihn, er war etwas Unpersönliches, eine Sache, eine Deforation.

Ihm fiel auf, daß eine der Türen des großen Saales geschlossen blieb, seitdem er seinen Platz eingenommen hatte.

Der Kamerad, den er vor einer halben Stunde abgelöst, hatte ihm „Araber“ zugeflüstert, wobei er gleichzeitig eine Handbewegung nach der geschlossenen Tür zu gemacht hatte. Pietro hatte mit den Augen geblinzelt, als Zeichen, daß er verstanden. Er nahm an, daß der lange, einäugige Eingeborene, der sich während der Zeit bescheiden in eine Ecke drückte, einer der vorhin Erwähnten war. Er ließ seinen Blick einige Sekunden auf dem Fremden in dem faltenreichen Gewande ruhen. Der Mann wartete sichtlich auf jemand. Pietro fand nichts Interessantes an ihm, wenn nicht möglicherweise die raschen, unsteten Blicke.

Ordonnanzen kamen und gingen, Adjutanten nahmen der Reihe nach ihre Rapporte entgegen. Daß diese nichts Wichtiges enthielten, zeigten die gleichgültigen Mienen. Das Ganze war eben etwas, was dazu gehörte und in das man sich finden mußte.

Zwei rote Feze am Fuß der Treppe zogen plötzlich Pietros Aufmerksamkeit auf sich. Er irrte sich nicht, es waren wirklich türkische Offiziere. In Begleitung eines Mitmeisters kamen sie langsam die Stufen herauf. Pietro konnte in aller Ruhe diese beiden Feinde betrachten.

Der eine, offenbar ein Hauptmann, war groß und schlank und ging in strammer, ein wenig steifer Haltung. Sein Gefährte und Vorgesetzter war klein, ziemlich beleibt und schlecht gewachsen. Sein Gesichtsausdruck war beinahe zu einfältig, um natürlich zu sein. Ohne den Mann zu kennen oder nur seinen Rang zu wissen, hatte Pietro das Gefühl, daß er gefährlich war. Sein dummes Gesicht war eine Maske, hinter der etwas ganz anderes lauerte. Der Posten stand vorschrittsmäßig stramm und hielt die Augen unverwandt auf die Türten gerichtet, als diese vorbeigingen. Der kleine Dide begegnete seinem Blick, sah ihn als Höflichkeit auf und grüßte herablassend freundlich.

„Parlamentäre!“ stellte der Kavallerist vor,

„Parlamentäre!“ stellte der Kavallerist vor,

Die Offiziere verbeugten sich steif, die Ordnonnangen standen stramm. Nur der Araber kroch in seinem Winkel zusammen, als ob er sich verstecken wollte. Als er das Vergebliche seines Versuches einsah, lehrte er den Rücken nach dem Zimmer hinaus.

Die beiden Türken machten in der Tür Halt. Der Kavallerist forderte sie auf, näher zu treten, aber der Dicke lehnte es ab.

„Danke . . . nein . . . wie Sie hören, rede ich Ihre schöne Muttersprache,“ sagte er in mangelhaftem Italienisch. Darauf setzte er auf türkisch hinzu, ohne gleichwohl den Kameraden anzusehen! „Halten Sie die Augen offen! Zählen Sie die Schiffe auf der Reede! Was es sonst noch gibt . . . prägen Sie sich gut ein!“ Das Lächeln wich keine Sekunde von seinen Lippen, und im selben Atemzug wandte er sich darauf erklärend zu dem Rittmeister: „Fermel Bei beherrscht keine andere Sprache als unsere. Ich sagte ihm, einen höflicheren Begleiter als Sie hätte uns der Zufall niemals schenken können.“ Diesmal bediente er sich des französischen Idioms, das er vollständig beherrschte.

„Oh, Major Assan . . .“ Der Kavallerist lächelte geschmeichelt.

„Dauert es lange, bis der General . . .?“

„Kann ich mir nicht denken. Um was handelt es sich?“ Ein Infanteriehauptmann, der die Frage gehört, trat heran und schüttelte dem Rittmeister die Hand.

„Die Verwundeten im Terrain südlich von Ain-Jara,“ flüchte ihn dieser auf.

„Sool!“ Der Infanteriehauptmann zuckte die Schultern. „Sechs Stunden Stillstand, was?“ Und als Major Assan ein Ja nickte, fügte er hinzu: „Ich bilde mir ein, daß die Antwort kein lauten wird. Das Vorrücken soll fortgesetzt werden und . . .“ Er hielt plötzlich inne, biß sich auf die Lippen und ging ärgerlich beiseite.

Der Kavallerist schüttelte betrübt den Kopf, ein Offizier in der Nähe hustete nachdrücklich.

Pietro begriff. Gegen seinen Willen hatte der Infanterist etwas gesagt, was der Feind nicht hören durfte. Seine Landsleute versuchten das Versehen durch unbefangenes Aussehen zu vertuschen, und scheinbar glückte es ihnen. Major Assans Gesicht blieb unveränderlich einsältig und lebenswürdig. Aber sein Begleiter, der Hauptmann, konnte Pietros forschendem Blick nicht rasch genug sein frohes Erstaunen verhehlen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Kultur des Zeichnens.

Vom 12. bis 17. August tagt in Dresden der 4. Internationale Kongreß für Zeichnen, Kunstunterricht und angewandte Kunst. Im Mittelpunkt der Beratungen wird die Reform des Zeichenunterrichts stehen. Bedeutende Fachmänner des In- und Auslandes werden hierzu das Wort ergreifen. Seit dem 1. Internationalen Kongreß zur Förderung des Zeichenunterrichts, der während der Weltausstellung im Jahre 1900 in Paris abgehalten wurde, haben die Anschauungen auf diesem Gebiete eine unwalzende Erweiterung erfahren. Auf jenem ersten Kongreß wurde die Gründung einer internationalen Vereinigung von Zeichenlehrern beschlossen, die unter Mithilfe von Behörden, Berufsvereinen und Einzelmitgliedern die Beschlüsse des Pariser Kongresses und der folgenden durchführen sollte. Auf dem zweiten Kongreß in Bern 1904 wurde diese Vereinigung ins Leben gerufen. Ihren Namen erhielt sie auf dem dritten Kongreß in London, bei welchem sich 1819 Teilnehmer aus 38 verschiedenen Ländern zu gemeinsamer Beratung zusammenfanden.

Dieser vierte Kongreß will — wie der Vorbericht sagt —, wie seine Vorgänger, den Zeichen- und Kunstunterricht auf eine immer festere Grundlage stellen, er will den hohen Wert des Zeichnens für die allgemeine Bildung wie für den Beruf zeigen und so das Ansehen des Faches und der Fachgenossen fördern. Diesem Zwecke sollen Vorträge und Diskussionen, vor allem aber einige internationale Zeichenausstellungen, verbunden mit einer Lehrmittelausstellung, dienen, die bis 25. August im städtischen Ausstellungspalast geöffnet sein wird. Nach dem vorliegenden Programm werden auf dem Kongreß die neueren Gesichtspunkte: allgemeine pädagogische und technische Fragen des Zeichenunterrichts eingehend erörtert werden. Ziel und Streben ist: Das Zeichnen zu einem lebendigen Bildungs- und Ausdrucksmittel zu gestalten.

Die Bedeutung des Zeichnens für die volle Durchbildung des Menschen wurde bisher stark unterschätzt. Im Vordergrund des Unterrichts stand das abstrakte begriffliche Denken. Die Folge war eine einseitige Ausbildung des spekulativen Denkens, das oft den Zusammenhang mit den Dingen der Wirklichkeit verlor. Losgelöst von den Dingen, geriet der Geist leicht zu Verküpfungen und Schlüssen, die dann im wirklichen Leben nicht standhielten. Wer aber trotzdem bei der Wirklichkeit blieb, der zergliederte wohl mit scharfem kritischem Verstande die einzelnen Dinge und löste sie so in ein Nichts auf. Aber er sah nicht die Form, das charakteristische Eigenleben jedes Dinges. „Er hat die Teile in seiner Hand, es fehlt leider nur das geistige Band“, höhnt treffend Werhshito in Goethes „Faust“ über diese einseitige Methode der Betrachtungsweise. Eine ganze Welt voll Leben und Schönheit geht

solchen Menschen verloren. Demgegenüber bedeutet die Pflege des Zeichnens eine Förderung des anschaulichen Denkens. Wer sich gewöhnt, die Erscheinung der Dinge sich ins Gedächtnis zu rufen, wird leichter vor falschen Kombinationen bewahrt bleiben. Er wird nicht so oft die Wahrheit des Schillerschen Wortes schmerzlich empfinden müssen: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Zugleich wird seine Vorstellungswelt reicher und lebendiger.

Es ist deshalb eine bedeutungsvolle kulturelle Förderung des Menschengeschlechts, wenn heute weitblickende Pädagogen auf diesem Gebiete das Zeichnen zu einem Ausdrucksmittel wie Schrift und Sprache zu machen suchen. Was oft der Sprache unmöglich ist oder nur mit ungeheurem Aufwand von Worten gesagt werden kann, tritt in einem Bilde sofort lebendig vor die Seele. Das Sehen wird geschult und wird zu einem „Schauen“. Die Natur der Dinge erschließt sich dem Beschauer und erleichtert ihm so das Verständnis der Umwelt. Dies möge genügen, um den Wert des Zeichnens als allgemeines Bildungsmittel zu zeigen.

Daß die frühe Pflege des Zeichnens für die spätere künstlerische Betätigung von der größten Bedeutung ist, ist wohl selbstverständlich. Aber hier kommt es nun ganz besonders auf die Art des Zeichenunterrichts an. Auch da will der Kongreß neue Wege finden. Das geistlose Nachkopieren von Vorlagen und Gipsabgüssen, wie es besonders zur Zeit der nationalen Begeisterung für deutsche Renaissance in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Schulen üblich war, ist ja immer noch nicht ausgerottet, aber doch wenigstens in den fortgeschritteneren Schulen überwunden. An dessen Stelle setzte der Naturalismus das Zeichnen nach der Natur. Aber auch dies war in der Regel ein Kopieren. Man ahmte getreulich die zufälligen Naturformen nach, ohne das Wesentliche und Einseitliche in der Form zu erfassen. Man vergaß, diese Naturformen individuell zu verarbeiten und neu zu gestalten. Die Folge war eine vollkommene Charakter- und Stillosigkeit der künstlerischen Produkte. Da lernte man von Chinesen und Japanern, die Kunst des Gedächtniszeichnens. Die Kunstwerke jener Völker vereinigten in sich den Reichtum des Orients, besonders von den Natursinn und Stilleinheit in verblüffender Harmonie. Wie kam das? Erst in neuerer Zeit kam man dahinter. Der Chinese und Japaner zeichnete in der Hauptsache die Natur nach dem Gedächtnis. So sah er im Moment des Schaffens die Natur nicht mit dem physischen Auge, sondern mit dem geistigen. Das Bild, das er in der Natur aufgenommen, hatte unterdessen den Stempel des Charakters und Wesens des Schauenden angenommen. Das Gedächtnis hatte nur das dem Geiste des Künstlers Wesentliche von der Naturform übermitteln, und so entstand nun ein ganz Neues: ein Stück Natur, durch den Kulturgeist eines empfindenden Menschen gesehen.

Wird die künstlerische Erziehung des Volkes heute diesen Weg gehen können? Wenn man die Erfolge, die bereits auf diesem Wege gemacht wurden, anerkennt, kann man die Frage getrost mit Ja beantworten. Es ist notwendig, daß man zu den elementarsten Grundgesetzen künstlerischen Schaffens zurückkehrt und auf ihnen alle weitere Entwicklung fundamantiert. Aber dazu ist eine völlige Umgestaltung des Zeichenunterrichts vonnöten, und als weitere Voraussetzung eine entsprechende Ausbildung der Zeichenlehrer. Diese Fragen werden denn auch bei der Diskussion auf dem Kongreß eine große Rolle spielen. In dem Vorbericht zum Kongreß wird darauf hingewiesen, daß es notwendig sei, die geeigneten pädagogischen Kräfte aus allen Schichten der Bevölkerung heraus zuholen. Es gelte alle Kräfte heranzuziehen und in den Dienst der Gesamtheit zu stellen. Das wird unter den heutigen sozialen Verhältnissen wohl ein schöner Gedanke bleiben. Aber zumindest muß man fordern, daß nur Leute mit ernster pädagogischer Befähigung zu Zeichenlehrern ausgebildet werden, damit nicht die Jugend Lehrern in die Hände fällt, die das Unterrichten lediglich als ein Geschäft betrachten. Der Zeichenunterricht hat dazu in Zukunft eine zu hohe Aufgabe zu erfüllen. Architekt Behrer-München sagt in seinem Vortrag über Handfertigkeitsunterricht: „Wir wollen nicht einzelne Talente zu Künstlern, sondern vorerst ein ganzes Volk zum besseren Geschmack erziehen und dürfen deshalb unsere Ziele noch nicht nach zu hohen künstlerischen Gesichtspunkten stecken, sondern müssen jenen natürlichen Weg einschlagen, der von unten nach oben führt, und den die Kunst selbst und die Künstler gegangen sind.“ Dazu fordert Professor Rudolf Voed-Wien, daß der breiten Öffentlichkeit, als der Kunstkonsumentschaft, Gelegenheit gegeben werde, sich im Zeichnen, Malen, Modellieren und im Graphischen weiterzubilden. „Das könne am besten in offenen, möglichst billig oder ganz frei zugänglichen Zeichenschulen für alle männlichen und weiblichen Personen über 14 Jahre geschehen.“ In Paris und auch im übrigen Frankreich stehe diese Einrichtung schon seit langem in Blüte.

Neben diesen Anregungen wird auf dem Kongreß noch eine Menge anderer Fragen aufgerollt werden, die mit der Reorganisation und allgemeinen Einführung des Zeichenunterrichts in engem Zusammenhang stehen. Aber eine Frage scheint man auf dem Kongreß — wenigstens der Tagesordnung nach — nicht mit besonderem Hervorheben erörtern zu wollen: Wie ist es möglich, die breite Masse des Volkes, die im Dienste des Kapitalismus ihre Kräfte aufreibt, zur Teilnahme an diesen Bestrebungen nach künstlerischer Durchdringung ihres Lebens heranzuziehen? Die Kongreßdebatten werden ja zeigen, ob man das ganze soziale Feld ins Auge fassen wird. Sicherlich hat auch die Arbeiterschaft An-

laß, den Kongreß mit freudigem Interesse, daß es auch auf diesem Gebiete vorwärts geht, zu begrüßen. Für sie gilt das Ziel, das Zeichen als Kulturmittel allen Klassen der Gesellschaft in gleichem Umfange zuzuführen.  
Max Renzer.

### Kleines feuilleton.

**Bilder von der Messe zu Nischny-Nowgorod.** Am 7. August wurde die große Malarus-Messe mit dem üblichen Zeremoniell eröffnet. Die flache Halbinsel, die von dem Zusammenflusse der Wolga und der Oka gebildet wird, ist das Messegelände. Hier erheben sich die enormen steinernen Warenlager und die Niederlagen in zeitweiligen Bretterschuppen oder unter freiem Himmel; hier wimmeln im Laufe von vier Wochen an hunderttausend Menschen; hier werden einige hundert Millionen Rubel umgesetzt, und hier, das heißt in dem auf hohem Ufer gelegenen Nischny-Nowgorod und im Vororte Runawino betätigt sich in unzähligen Kneipen und Tingeliangeln die „breite russische Natur“, die aus dem Vollen lebt und das Geld achsellos fortwirft —, dasselbe Geld, das mühselig im Laufe eines Jahres erworben worden ist. Das kleine, verträumte Nischny-Nowgorod aber ist dann von sprudelndem Leben erfüllt. Die Stadt schaut verwundert von der Höhe auf das Treiben zu ihren Füßen herab. Hell lacht die Sonne über das alte von gemauerten Werkmeistern errichtete Gemäuer des Kreml (der Altstadt), über die ungeheuren unabsehbar weiten Wassermassen des „Mütterchens“ Wolga und die unendlichen, schimmernden Weizen.

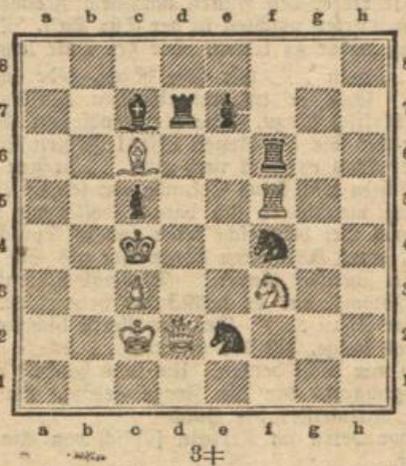
Man hat der Malarus-Messe schon längst den Untergang prophezeit, denn sie fügt sich schlecht in den Rahmen des modernen Handels, der mit Musterreisenden arbeitet und danach strebt, die Spesen nach Möglichkeit zu verringern. Es erscheint in der Tat ungeheuerlich, daß man aus allen Enden und Ecken des Reiches ungeheure Warenmassen an einen Ort schleppt, um sie eben in den Herstellungsort zu verkaufen, aber es gibt im heiligen Rußland vieles, was ungeheuerlich erscheint und doch in der Ordnung der Dinge ist. Die Messe besteht trotz aller Prophezeiungen, denn die Gewohnheit ist mächtig und der russische Kaufmann will die Waren, die er anschafft, sehen; er glaubt nicht an Muster, richtet er sich doch selbst nach dem alten, noch immer zu Kraft bestehenden Grundsatz: wer nicht beschummelt, verläuft nichts. So stapelt man denn in Nischny ungeheure Warenmassen auf, die per Bahn oder auf der Wolga in mächtigen ungeheuren Barken angebracht werden. Hier wird der fabelhafte Reichtum und die Größe Rußlands kund. Waren, die der Verbraucher lot- oder pfundweise kauft, lagern hier in Tausenden Pud. Am Flußufer ziehen sich Gebirge von Eisen, Kupfer und Blei hin. In ungeheuren Stößen lagern gebörnte Riesenfische, Teelisten bilden eine Stadt. In einem Orte konzentrieren sich hunderttausend Fässer Honig, dort lagern fünfzigtausend Fässer Talg, hier stinken gefalzene Häute gen Himmel. In den gedeckten Niederlagen türmen sich Zunge, kostbares Pelzwerk, Gewürze, Tabak, Spiegel, Glaswaren, Bijouterien und tausend andere Dinge. Man multipliziert die Warenbestände einer großen Handelsstadt mit hundert und man hat die Messe von Nischny.

Ungefähr. Denn man handelt hier Rohprodukte und Erzeugnisse, von denen man in Westeuropa keine Ahnung hat. Man hat die Bedürfnisse von Völkern zu befriedigen, die kein Papiergeld nehmen, die in den einsamen Wäldern des Nordens das Feuersteingewehr führen und Holzblöcke anbeten oder das Feuer als Gottheit verehren. Man schide doch einmal einen Musterreisenden zu dem männlich schönen Garten aus Turkestan, der seinen Turban und den grellbunten langen Chalal mit unbergleichlicher Würde trägt, oder zu dem schlüßgängigen gelben Burjaten oder dem Chinesen oder Tataren — sie werden dem Kühnling ins Gesicht lachen. Was sie kaufen, nehmen sie mit, das ist sicher. Sie bringen ja auch selbst ihre Waren mit: fossiles Elfenbein, kostbare Spezereien, edles Pelzwerk, Rohstoffe, Ledertwaren, schillernde Seidenstoffe, Edelsteine, Gewebe, Metallarbeiten und tausend andere Dinge. Sie haben ihre Leute mit — phantastische Gestalten in den sonderbarsten Bekleidungen und von sonderbarsten Sitten. Sie sprechen hundert Sprachen, und sie kommen aus Orten, die man kaum dem Namen nach kennt. Wenn die Sonne sinkt, ist Schluß, denn auf dem Messegelände darf kein Licht gemacht werden. Dann strömt der ganze buntschneidige Haufe in die Vergnügungskafes, und es werden oft die wildesten Orgien gefeiert.

Aber es kommt der Tag des Gerichts: die Verrechnung und Begleichung der Meswechsel. Die Blattstellung der Verbindlichkeiten ist der sicherste Maßstab für den jeweiligen wirtschaftlichen Stand Rußlands. Eine gute Messe mit wenig Wechselprotesten und vielen Abschüssen besagt, daß Handel und Wandel im unabsehbareren Warenreiche gedeihen und daß im Volke Geld ist. Der Tag des Gerichts ist der Höhepunkt der Messe. Dann beginnt der breite Schwarzmarkt langsam zu verlaufen, — die Leute kehren in ihre Warenwinkel zurück. Eines Tages wird die Flagge niedergeholt und das Messegelände verödet. Die Wellen der Wolga und der Oka bespülen den Sand und nichts stört die Stille, als der Schrei der Wildente oder das Lied eines Fergens auf einer Bark, die schon tausend Werst geschwommen ist und noch tausend zu schwimmen hat, ehe sie ihr Ziel erreicht.  
O. Or.

### Schach.

Unter Leitung von E. Mapin.



Lösung. 1. T×Sf, S×T (1. .... T×T; 2. D×Sf); 2. Dd6!, ♞; 3. Sd2(e5) ♠.

Das obige Problem gehört zu der von uns bisher noch nicht besprochenen Art sogenannter „schachographischer“ Kompositionen, die darauf ausgehen, durch die äußerliche Form der Diagrammstellung (bzw. durch diejenige der Schlußstellung nach vollendeter Lösung) irgendeine Abbildung eines Buchstabens (bzw. eines Gegenstandes) wiederzugeben. Diese Diagrammstellung stellt zum Beispiel den Buchstaben „D“ vor. (Moderne Schachspieler pflegten diese Art fast nie zu kultivieren, weil man zugunsten der Form den Inhalt nicht opfern will.) Vor etwa 40 Jahren besahe man sich damit häufiger. Besonders verlegte man sich auf buchstabenförmige Sachen.

An die obige Diagrammstellung knüpft sich folgende interessante Geschichte. 1903 (!) fand in Monte Carlo ein internationales Meisterturnier statt, dessen Komiteevorsitzender ein gewisser Prinz Dabian von Ringrelieu war. Er organisierte in der Pariser Zeitung „Le Mondain“ („Der Weltmann“ auf Deutsch) eine Verichterstattung über das Turnier, wobei mit den Glossieren der Partien E. Mapin beauftragt war, dessen Name als Leiter der Schachspalte figurierte. Die Redaktion des Blattes wollte den Prinzen mit einem „schachographischen“ Problem seines Initialen „D“ beehren, zu welchem Zwecke das obige Problem aus einer Privatsammlung verwendet wurde, in der aber der Name des Komponisten nicht angegeben war. Deshalb ließ die Redaktion das Problem, wie oben bei uns, ohne jede (sonst übliche) Namensnennung des Autors erscheinen. — Im August 1912 (!) hat sich der Autor endlich gefunden und klagt E. Mapin öffentlich in einem belananten deutschen Schachorgan (!) eines „Plagiats“ an!...

Um das Maß der Hebung der Spielstärke in Arbeiterkreisen zu illustrieren, bringen wir nachstehend den Verkauf einer kürzlich zwischen den Arbeiter-Schachclubs in Wien und Prag beendeten Korrespondenzpartie.

#### Steinitz-Gambit.

Prag. Wien.

(In unserer Schachspalte vom 16. März 1912 ist aus Versehen die Partie Kubinlein-Spielmann tatsächlich (!) ohne Namensnennung dieser Spieler veröffentlicht worden. Der Name des Leiters der Schachspalte war aber dabei!... Wir raten dem „D. W.“, den Leiter vor die Staatsanwaltschaft wegen offensibaren „Plagiats“ zu zitieren!)

- |           |        |
|-----------|--------|
| 1. e2—e4  | e7—e5  |
| 2. Sb1—c3 | Sb8—c6 |
| 3. f2—f4  | e5×f4  |
| 4. d2—d4! | .....  |

Diese bizarre und riskante Spielweise trägt den Namen Steinitz-Gambit (Sf3!)

- |                                  |         |
|----------------------------------|---------|
| 4. ....                          | Dd8—h4† |
| 5. Ke1—e2                        | g7—g5   |
| Um stärksten ist hier 5. .... d6 |         |
| nebst Lg4 und event. f7—f5!      |         |
| 6. Sc3—d5                        | Ke8—d8  |
| 7. Sg1—f3                        | Dh4—h5  |
| 8. h2—h4                         | Lf8—h6  |
| 9. Ke2—f2                        | g5—g4   |
| 10. Sf3—g1                       | g4—g3†  |
| 11. Kf2—e1                       | Dh5×d1† |
| 12. Ke1—d1                       | Se6×d4  |
| 13. Le1×f4                       | Lh6×f4  |
| 14. Sd5×f4                       | d7—d6   |

- |                                |        |
|--------------------------------|--------|
| 15. e2—e3                      | Sd4—e6 |
| 16. Sf4×e6                     | Le8×e6 |
| 17. Lf1—e2                     | Sg8—f6 |
| 18. Le2—f3                     | Sf6—g4 |
| 19. Sg1—h3                     | Th8—g8 |
| 20. Kd1—d2                     | Kd8—d7 |
| 21. Lf3×g4                     | Tg8×g4 |
| 22. Sh3—g5                     | f7—f6  |
| 23. Sg5×e6                     | .....  |
| 23. S×h7?; Tg6; 24. Tafl, Ke7; | .....  |
| 25. h5, Th6.                   | .....  |
| 26. ....                       | Kd7×e6 |
| 24. Kd2—d3                     | Ke6—e5 |
| 25. Ta1—e1                     | Ta8—g8 |
| 26. Te1—f1                     | .....  |
| Konst Td4 nebst Tgg4 oder Tf2. |        |
| 26. ....                       | Tg4×e4 |
| 27. Tf1×f6                     | Te4—f4 |
| 28. Tf6×f4                     | Ke5×f4 |
| 29. Th1—f1                     | Kf4—g4 |
| 30. Tf1—f7                     | h7—h5  |
| 31. Tf7×e7                     | Kg4×h4 |
| 32. Te7×b7                     | Tg8—f8 |
| 33. Tb7—b4†                    | .....  |
| Konst Tf2.                     |        |
| 33. ....                       | Kh4—g5 |
| 34. Tb4—e4                     | h5—h4  |
| 35. e3—c4                      | Tf8—f2 |
| 36. Te4—e2                     | h4—h3! |

Aufgegeben.